

Fluch der Meere

Von Wiebke Friese

Mannschaften reich beladener Handelsschiffe mussten in der Antike mehr als Wind und Wetter fürchten. Gefahr drohte ihnen auch von gut organisierten Seeräuberbanden.



ES STÜRMT AN DIESEM WINTERMORGEN im Jahr 67 v. Chr. Seit Tagen schon kreuzte die römische Flotte durch die rauen Gewässer vor der kilikischen Küste. Vergeblich. Die Piraten, gegen die der noch junge Befehlshaber Gnaeus Pompeius Magnus mit immerhin 270 Schiffen und 120 000 Mann Infanterie ausgezogen war, verschanzten sich in den unübersichtlichen Buchten. Ihre Frauen, Kinder und saganhaften

Schätze hatten sie vorsorglich in eiligst errichteten Siedlungen im Hinterland des Taurusgebirges untergebracht. Wer jetzt noch in den stark befestigten Häfen blieb, war bis an die Zähne bewaffnet und bereit zu kämpfen.

Doch der auf den ersten Blick träge erscheinende, recht beliebte Feldherr war nicht umsonst vom Senat berufen worden. In zahlreichen Kriegen hatte er sich einen Ruf als brillanter Heerführer und

genialer Strategie erworben. Vor drei Monaten erst erhielt er diesen scheinbar unlösbaren Auftrag: das *mare nostrum*, welches sich von Hispanien bis zur levantischen Küste erstreckte, von den immer dreister werdenden Piraten zu befreien. Und in diesen drei Monaten war es ihm gelungen, nicht nur die tyrrhenische und afrikanische Küste, sondern auch die Gewässer vor Sardinien, Korsika und Sizilien zu säubern. Was an Piraten nach diesem ▶

THE ART ARCHIVE / BARDO MUSEUM TUNIS / DAGLI ORTI



DIONYSOS (in blauer Robe) treibt mit dem Gott Selenos Piraten von Bord seines Schiffs und verwandelt sie in Delfine.

► Blitzkrieg noch übrig blieb, rottete sich zusammen und floh – mit Pompeius' Flotte dicht auf den Fersen – nach Kilikien. Hier, an der Südküste der heutigen Türkei, wo das Piratentum seit Jahrzehnten Züge einer autonomen Staatsform angenommen hatte, sahen sie ihre einzige Chance, dem Verfolger Paroli zu bieten.

Piraten gibt es, seit der Mensch das Meer als Handelsweg entdeckt hat – also seit vielen tausend Jahren. Das 1982 vor der südwesttürkischen Küste entdeckte Schiff von Uluburun mit seiner Ladung Weinamphoren und zyprischer Bronze beweist, dass es bereits in der Bronzezeit einen regen Seehandel von der Levanteküste über Zypern bis in den Westen gab (siehe Abenteuer Archäologie 1/2006, S. 52).

Piraterie als Zeitvertreib

Zur selben Zeit verfügten auch hethitische und ägyptische Herrscher über umfangreiche Kriegs- und Handelsflotten. Es erscheint naheliegend, dass die damals schon weit verbreiteten Wegelagerer ihrer Beute folgten und – sobald sie die nötige Ausrüstung zusammenhatten – ihre Raubzüge vom Land aufs Wasser verlegten. Im Griechenland zur Zeit Homers war die Piraterie offenbar ein beliebter Zeitvertreib junger Adliger. »Die Arbeit war mir nie lieb, schon gar nicht das Mehren des Hauses, das strotzende Kinder nährt. Lieber waren mir immer beruderte Schiffe und Krieg. Neunmal führte ich Männer und schnell fahrende Schiffe gegen fremdländische

chischen Festland bis hin zu den ionischen Inseln zeugen davon – stieg die Zahl der Piraten unaufhaltsam. Zu verlockend war die Aussicht auf das schnelle Geld – und zu gering das Risiko. Denn die wenigsten Häfen konnten gegen die nächtlichen Überfälle und Brandschatzungen geschützt werden. Die Angriffe erfolgten so überraschend, so schnell und vor allem so weit gestreut, dass sich der Unterhalt einer Verteidigungstruppe für eine Stadt allein auf lange Sicht einfach nicht rentierte – und daher kamen die Piraten meistens ungeschoren davon.

Mit eben dieser Taktik sicherten sie sich für viele Jahrzehnte ein nahezu sorgloses Banditenleben. In der Regel waren ihre Boote schneller als die schweren Kriegsschiffe der Griechen, weiß Nick Rauh von der Purdue University in West Lafayette, der seit Jahren die Piratennester der südtürkischen Küste aufzuspüren versucht. Zudem kannten viele der Kriminellen die Schwächen dieser Schiffe. Als erfahrene Seeleute, so Rauh, hatten sie selbst häufig lange Jahre auf ihnen gedient, bevor sie auf Grund der harten Lebensumstände und mit der Hoffnung auf märchenhafte Reichtümer desertierten.

Bei Bedarf konnte ein Piratenkapitän seine Mannschaft in den einschlägigen Tavernen und Etablissements im Rotlichtviertel jeder griechischen Küstenstadt rekrutieren. War die Mannschaft vollständig, warteten die Männer, getarnt als gewöhnliche Seeleute, bis sich passende Beute zum Auslaufen klarmachte. Über

ÜBER DIE PLANKE GESCHICKT?

Was auf dieser Vase genau zu sehen ist, darüber sind sich die Forscher nicht ganz einig. Manche vermuten, dass Piraten hier einen Gefangenen in den Tod schicken. Andere glauben, dass sich ein griechischer Schwammtaucher auf seine Arbeit vorbereitet.

gut gebaute, aber verdächtig aussehende Galeere, die ebenfalls zum Auslaufen bereit gemacht wurde. Als wir den Hafen verließen, ruderten sie uns nach, schnell wie ein Vogel. Doch unser Kapitän merkte, worauf sie aus waren, und wir drehten bei und ruderten in den Hafen zurück. Die Piraten folgten uns, doch gegen Abend segelten sie davon.« In diesem Fall war die Mannschaft noch einmal davongekommen. Nur zu häufig jedoch machten sich die Piraten mit einer fetten Beute aus dem Staub.

Das Aufteilen des Raubguts war durch ein gemeinsam formuliertes und schriftlich niedergelegtes Gesetz reglementiert, auf das jeder Neue bei seinem Leben schwören musste. Bei jedem Raubzug wurde ein gewisser Anteil als eine Art Berufsunfähigkeitsversicherung beiseitegelegt – für alte oder verwundete Kameraden, die für immer ans Landleben gefesselt waren. Schon in der Antike gab es auch Piratennester: aus Strandgut zusammengebaute Hütten, dunkle Höhlen mit riesigen Waffen- und Alkoholvorräten, in uneinsehbaren Buchten gelegen, deren Zugang nur der Kapitän kannte. Hier verbrachten die Seeräuber ihren Lebensabend, hier wurden Verwundete gepflegt und Schätze versteckt. Doch genau wie Robert Louis Stevensons Schatzinsel lagen auch die antiken Verstecke fernab der Zivilisation und sind auch für die heutigen Archäologen nur schwer zu finden.

Eines dieser Piratennester könnte die südkykladische Insel Antikythera gewesen sein, das antike Aegila. Wie der griechische Archäologe Aris Tsaravopoulos und seine Kollegen vom Antikythera Survey Project in den letzten Jahren nachweisen konnten, war die kleine Insel vor Kretas Nordküste – die nicht eben zufällig in der Nähe einer der Haupthandelsrouten von der Ägäis ins westliche Mittelmeer lag – seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. für etwa drei Jahrhunderte ein regel-

»Nachdem wir das Gold im Hafen auf unser Schiff geladen hatten, saß ich an Deck und sah zufällig eine verdächtig aussehende Galeere«

Männer an und jedes Mal fiel mir gar viel zu«, gibt Odysseus zu. Held oder Halunke scheint hier eher eine Frage des Betrachters gewesen zu sein.

Diese Einstellung änderte sich, als die Griechen selbst den Fernhandel entdeckten. Ganz plötzlich wurde die Heldentat zum barbarischen Gewaltakt. *Leistes* – Seebanditen – nannte man diejenigen, die sich erdreisteten, griechische Schiffe zu kapern. Doch trotz Androhung härtester Strafen – zahlreiche Inschriften vom grie-

Art und Menge der Ladung hatte man sich zuvor über ein gut funktionierendes Netzwerk von geschmierten Schankwirten, Huren und Hotelbesitzern Informationen verschafft.

In einem Werk des Schriftstellers Titus Maccius Plautus (254–184 v. Chr.) schildert ein Sklave, wie er an Bord eines Frachters den versuchten Überfall von Piraten erlebte: »Nachdem wir das Gold im Hafen auf unser Schiff geladen hatten, saß ich an Deck und sah zufällig eine lange,



mäßig genutzter Piratenstützpunkt. Siedlungsreste bezeugen, dass auf der Insel damals bis zu tausend Menschen lebten – und zwar nicht in Strohhäusern, sondern in soliden Steinhäusern, mit einer Agora, einem Apolloheiligtum und einer beachtlichen Festung oberhalb des gut geschützten Hafens.

Ein noch heute sichtbares, in den Fels geschlagenes Dock diente dazu, die Schiffe in kürzester Zeit startklar zu machen und sie bei Gefahr rasch bergen zu können. Endgültig überzeugt hat Aris Tsaravopoulos aber schließlich der Fund mehrerer Schleudergeschosse, der typischen Waffe griechischer Piraten. Mit einer Lederschleife abgeschossen, konnte ein solches Projektil einen Menschen noch in dreihundert Meter Entfernung töten. Eines dieser mandelförmigen Bleigeschosse wurde sogar von seinem ehemaligen Besitzer, einem Bewohner von Phalasarna, beschriftet (siehe Bild S. 68). Die Piraten scheinen sich ihrer Sache sehr sicher gewesen zu sein, wenn sie ihrer potenziellen Beute den Namen ihres Heimatorts buchstäblich an den Kopf warfen.

Doch der Fund löst noch ein weiteres Rätsel der Insel, denn die Piraten und ihre Familien, die hier das ganze Jahr über lebten, brauchten Verbündete. Antikythera selbst war nämlich viel zu unfruchtbar, um die Versorgung von tausend Frauen, Männern und Kindern auch nur annähernd sichern zu können.

Lukrativer Sklavenmarkt

Die Hafenstadt Phalasarna an der Nordwestspitze Kretas scheint hierfür ein idealer Partner gewesen zu sein. Auch sie besaß einen erstaunlich großen, auffällig gut befestigten Hafen, der eher an einen Militär- als an einen Handelsstützpunkt erinnert. Schon in antiker Zeit munkelte man, dass die Stadt in zwielichtige Geschäfte verwickelt war, und obwohl es nie zu einer offiziellen Anklage kam, wurde ihr auffälliger Wohlstand in dieser abgelegenen Gegend von den Handelsmächten misstrauisch beäugt.

Doch die Kreter spielten ihre Rolle perfekt. Während eine kleine Gruppe von ihnen, unterstützt von Freibeutern aus allen Teilen des Mittelmeers, von Antikythera

aus vorbeifahrende Schiffe überfiel, mimte der Rest vermutlich die ehrlichen Bürger. Inseheim jedoch versorgten sie die Piraten nicht nur mit Vorräten, Baumaterial und Frauen, sondern boten ihnen im Notfall auch Unterschlupf und militärische Unterstützung. Im Gegenzug erhielten sie einen Teil der Beute. Diese Geschäftsbeziehung erwies sich lange Zeit als äußerst profitabel.

Schon bald aber gaben sich die Seeräuber nicht mehr nur mit der Plünderung einzelner Handelsschiffe zufrieden. Eine neue Ware erzielte weit höhere Gewinne auf dem damaligen Weltmarkt – Sklaven. Bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. gehörten sie zwar zur Standardausstattung eines jeden gehobenen griechischen oder römischen Haushalts, doch verfügten auch die allerreichsten Herrscherhäuser nur selten über mehr als hundert Unfreie. Als sich die römische Landwirtschaft im 2. Jahrhundert v. Chr. wandelte und die kleinen Bauernhöfe den Betrieben extensiver Viehhaltung sowie riesigen Öl- und Weinplantagen wichen, stieg der Bedarf an Sklaven sprunghaft ▶

an. Besonders begehrt waren die in dieser Art von Produktion erfahrenen Ostgriechen. Denen ging es in jener Zeit wirtschaftlich aber noch so gut, dass keiner auch nur im Traum daran dachte, sich freiwillig in die Sklaverei zu verkaufen. Doch auch damals galt: Für Geld kriegt man alles. Und so waren auf dem florierenden Sklavenmarkt bald auch ostgriechische Olivenbauern zu haben.

Die Drehscheibe des gesamten mediterranen Menschenhandels war die Kykladeninsel Delos. In Hochzeiten wurden hier täglich tausende Sklaven an Land gebracht, noch am selben Tag verkauft und weiterverschifft. Da es für alle Seiten ein recht einträgliches Geschäft war, konnten die Piraten ihre menschliche Ware nahezu unbehelligt unter die Leute bringen. Um den Nachschub zu sichern, überfielen sie nicht mehr nur Handelsschiffe auf offener See, sondern griffen auch die Hafenzentren direkt an.

Auf der ägäischen Insel Amorgos nahmen sie in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. in einer Nacht über dreißig Mädchen, Frauen und Männer gefangen und kaperen gleich das nötige Transportschiff mit dazu. Eine Inschrift aus Thera, dem heutigen Santorin, erwähnt, dass Piraten in der Dunkelheit ein Heiligtum überfielen, in dem sich zu dieser Zeit aus Anlass eines Festes nahezu vierhundert Frauen und Kinder aufhielten. In diesem Fall sorgte ein mutiger Hauptmann, Philostratos von Rhaukos, dafür, dass die Angreifer – aus-

nahmsweise – ohne Beute abzogen. Als die Sklavenmärkte schließlich mit Kriegsgefangenen der immer weiter ausgreifenden römischen Expansionskriege überschwemmt wurden, war es für die Piraten manchmal lohnender, die Beute gegen ein Lösegeld auszuliefern. So ehrt eine Inschrift in Rhamnous an der Nordostküste Attikas einen gewissen Epichares, der um 267 v. Chr. »durch die Vermittlung eines Boten die Verhandlungen mit den Piraten über die Höhe eines Lösegelds für mehrere gefangen gehaltene Stadtbewohner erfolgreich durchgeführt hatte«. Pro Kopf wurden 120 Drachmen gezahlt – ein stolzer Preis, wenn man bedenkt, dass ein griechischer Maurer etwa drei Drachmen am Tag verdiente.

Caesar als gefährliche Geisel

Im 1. Jahrhundert v. Chr. war dieses Geschäft so lukrativ geworden, dass sich einige Piratenbanden regelrecht auf das gezielte Kidnapping reicher römischer Zöglinge spezialisiert hatten. »Sie wagten es sogar, die Tochter des Mark Anton (83–30 v. Chr.) zu verschleppen, die sich gerade auf dem Weg zu ihrem Landgut befand. Erst gegen ein stattliches Lösegeld kam sie wieder frei. Ein anderes Mal überfielen sie zwei Praetoren in vollem Ornat, Sextilius und Bellinus, und nahmen nicht nur sie, sondern auch ihre Liktores, Sklaven und alles andere mit«, wettete der griechische Schriftsteller Plutarch (um 45 bis etwa 125) gegen die Piraten.

In der Regel wurden Gefangene gut behandelt, doch wären Piraten nicht Piraten, wenn sie nicht dann und wann einen von ihnen über die Planke hätten gehen lassen. So berichtet Plutarch weiter, dass sie sich mit Römern, die auf Grund ihres Bürgerrechts eine sofortige Freilassung forderten, mitunter einen Spaß erlaubten. »Dann«, so schreibt er weiter, »ließen sie eine Planke ausfahren und sagten ihm, dass er nun frei wäre zu gehen, und wünschten ihm eine angenehme Reise. Wenn der Gefangene sich aber weigerte, warfen sie ihn über Bord und ließen ihn ertrinken.«

Bei der Verschleppung eines dieser römischen Sprösslinge ging aber alles schief: Im Jahr 75 v. Chr. kaperte eine Gruppe von Seeräubern ein Handelsschiff und nahm einen hageren, gut gekleideten jungen Mann gefangen, der sich auf der Reise von Italien zu seinem Rhetorikstudium auf Rhodos befand – Gaius Iulius Caesar. Vierzig Tage hielten sie ihn gefangen, bis er endlich gegen eine hohe Summe freigelassen wurde. In dieser Zeit drohte der beleidigte Caesar den Piraten allmorgendlich, dass er sie kreuzigen lassen würde, ließen sie ihn nicht sofort und ohne Geldforderung frei. Doch keiner nahm den cholerisch wirkenden Studenten ernst – was ein Fehler war. Denn nachdem er schließlich in Ephesus an Land gehen durfte, fuhr er sofort nach Milet, stellte eine Flotte zusammen und spürte seine Peiniger innerhalb kürzester Zeit auf. Ungeachtet seiner damaligen eingeschränkten

SOLCHE SCHLEUDERGESCHOSSE

waren nicht nur bei den Piraten sehr beliebt. Dieses ungefähr vier Zentimeter große Projektil trägt sogar eine Inschrift des Absenders: »Para Phalasarna« – aus Phalasarna.



Befugnis ließ er alle kreuzigen und kehrte wenige Tage später zu seinen Studien zurück.

Für den Stand der Freibeuter gehörten solche Zwischenfälle zum Berufsrisiko. Jeder von ihnen wusste, was ihn bei Gefangennahme erwarten würde – nicht umsonst wurden die Gesetze mit den entsprechenden Strafen in allen Handelsstädten öffentlich angeschlagen. Mitunter drohte die Todesstrafe nicht nur dem Piraten selbst, sondern auch seiner ganzen Familie und allen, die ihm halfen. Mit ihrer Vorliebe für spektakuläre Hinrichtungsarten ließen die Römer die stärksten Gegner im Zirkus gegen Raubtiere und Gladiatoren antreten – unbewaffnet, versteht sich. Der Rest der Mannschaft wurde an Ort und Stelle gekreuzigt.

Letztlich aber waren gezielte Kampagnen gegen die Piraten selten. Und so ist es nicht verwunderlich, dass sich in einem von Rom unbeachteten Winkel des Reichs ein mehr oder weniger autonomer Piratenstaat entwickeln konnte. Dorthin also flohen die levantinischen Piraten vor Pompeius. Seit etwa 140 v. Chr. hatte die lokale Elite des ansonsten dünn besiedelten und unfruchtbaren Kilikiens mit steigendem Erfolg eine Reihe von stark befestigten kleinen Häfen anlegen lassen und war in aller Stille zu einer nicht zu unterschätzenden Seemacht aufgestiegen.

Reste von Warenhäusern, Werften, großen Festungen und Thermen oberhalb der Bucht von Korakesion, nahe dem heutigen Antalya, verweisen auf lukrative Geschäfte. Eine Kulthöhle im Berg verrät sogar die Religion der Piraten. Wie auch Plutarch berichtet, feierten sie des Nachts die geheimen und nur Männern vorbehaltenen Mysterien des persischen Gottes Mithras. Dessen Kult war ebenso hierarchisch organisiert wie das Leben der Piraten selbst. Ihre Herrscher und Kapitäne waren gebildete und stolze Männer, die den römischen Senat allein durch ihr unkonventionelles Auftreten in Rage brachten. »Mehr noch als die Angst, die sie verbreiteten, provozierte die abscheuliche Extravaganz ihrer Ausrüstung. Ihre vergoldeten Leinen, ihren purpurnen Segel und silbernen Ruder, die Flöten und Geigen, die Saufgelage, die sie auf jeder Fahrt veranstalteten, sind eine Schande für das römische Supremat«, erieferte sich Plutarch.

Wie rund 1600 Jahre später der berühmte Freibeuter Francis Drake im Namen der englischen Königin Elisabeth I., raubten sie zunächst im Auftrag der Krone, in diesem Fall des pontischen Königs Mithridates I., eines Erzfeinds Roms. Nachdem sie von diesem großzügig entlohnt worden waren, setzten sie ihre Beutezüge auch im Alleingang fort. Bestens ausgerüstet plünderten sie in kurzer Zeit dreizehn der wichtigsten Heiligtümer Griechenlands und über vierhundert Städ-

»Mehr noch als die Angst, die sie verbreiteten, provozierte die abscheuliche Extravaganz ihrer Ausrüstung«

te. Immer häufiger griffen sie jetzt auch die Getreideflotten aus Ägypten an und gefährdeten die Versorgung der Hauptstadt des Imperiums. Schließlich scheuten sie nicht einmal mehr vor dem italischen Mutterland zurück.

Nachdem die Piraten die wohlhabenden Hafenstädte Siziliens und Kampaniens überfallen und ausgeplündert hatten, rückten sie immer weiter nach Norden vor und brandschatzten schließlich sogar Roms Hafenstadt Ostia. Die Lage war ernst. Sie verlangte nach einem starken Mann, und jener junge Senator Gnaeus Pompeius Magnus sollte sich als die ideale Wahl erweisen.

Pompeius, der Piratenschlächter

Denn weit nützlicher als seine militärischen waren für diesen Feldzug seine politischen Talente. Noch während er im Hafen von Ostia seine Schiffe ausrüstete, ließ Pompeius in den einschlägigen Kneipen und Spelunken der römischen Hafenstädte verbreiten, dass er diejenigen Piraten, die sich ihm ohne großen Widerstand ergeben würden, nicht wie sonst üblich mit dem Tod bestrafen, sondern ihnen Land geben würde, um sich dort niederzulassen.

Ein Pirat, der sich um die Bestellung seiner Felder zu kümmern hatte, so seine Idee, verschwendete keinen Gedanken an die nächste wochenlange Kaperfahrt. Und tatsächlich: Die Taktik erwies sich als erstaunlich erfolgreich. Viele der Piratenbanden ergaben sich kampfflos, und es wurden mehr, als sich zeigte, dass der

Römer sein Versprechen auch tatsächlich hielt. Manche glaubten Pompeius' Verheißungen eines ruhigen und vor allem legalen Landlebens aber nicht und flüchteten nach Kilikien.

Doch so mild sich Pompeius auch den kapitulierenden Freibeutern gegenüber gezeigt hatte – als er den letzten Zufluchtsort der einstmalig so mächtigen Piratenflotte erreichte, hatte seine Geduld ein Ende. Sein Heer scheint zahlenmäßig so übermächtig und die Schlacht so kurz gewesen

zu sein, dass keiner der sonst so detailverliebten römischen Historiker sie mit mehr als zwei Sätzen erwähnt. Geschickt nutzte der Feldherr die Vorteile der römischen Armee und ließ seine Truppen nach einem kurzen Seegefecht an Land gehen. Die zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners zwang die Piraten rasch in die Knie. Und diesmal zeigte Pompeius keine Gnade: Rund zehntausend Piraten sollen bei der Schlacht den Tod gefunden haben. Keiner einziger der von ihm in seinem Triumphzug durch Rom geschleppten Anführer überlebte den nächsten Tag. Und der römische Befehlshaber ging als »Piratenschlächter« in die Geschichte ein.

Für drei Jahrhunderte sollte das Mittelmeer unter der Pax Romana, dem römischen Frieden, Ruhe vor den Freibeutern haben. Erst als im 4. Jahrhundert n. Chr. das riesige Imperium selbst zu wanken begann, flammten auch die Überfälle auf See wieder auf. Immer mehr Stämme drängten von Norden, Süden und Osten über die Grenzen. Das Reich zerfiel – und das Land sollte sich lange nicht erholen. Während Europa sich immer wieder in Kriege verwickelte, ging auf den sieben Weltmeeren eine neue Generation von Piraten auf Beutezug. ◀

WIEBKE FRIESE studierte Klassische Archäologie, Kunstgeschichte und Geschichte der Naturwissenschaften. Derzeit schreibt sie in Oxford an ihrer Doktorarbeit.
